

DIE DREIGESTALT DES SEINS
UND DER ANDROGYNE KOSMISCHE MENSCH

EGBERT RICHTER-USHANAS

DIE DREIGESTALT DES SEINS
UND DER
ANDROGYNE KOSMISCHE MENSCH

EINE UNTERSUCHUNG
ZUR
KOSMOSOPHIE DES ṚG-VEDA

1. Auflage 1983
2. überarbeitete Auflage 2001
3. Auflage 2005
3. verbesserte Auflage 2010
4. überarbeitete Auflage 2010
© 2010 by Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2010
ISBN 978-3-88309-598-1
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

Vorwort zur 4. Auflage	7
I. Westliche Vedaforschung und indische Exegese	
1. Yoga und wissenschaftliche Methodik	9
2. Indische Überlieferung und westliche Wissenschaft	25
3. Die indische Exegese des R̥g-Veda	40
II. Dreigestalt und Androgynität in den Upaniṣads	
1. Schöpfung und Überschöpfung	43
2. Die Fünffeuerlehre und die Lehre von den beiden Wegen	57
III. Dreigestalt und Androgynität im R̥g-Veda	71
1. Der vedische Götterpantheon	71
1.1 Indra, die Aśvin und die Morgenröte (I.28; I.30)	71
1.2 Die Sonne und die Morgenröte (III.61; III.62; V.80; V.81)	83
1.3 Agni (I.1; X.1; X.88)	92
1.4 Mitra-Varuṇa (III.59; V.63; V.85)	105
1.5 Viṣṇu und Vena (I.22; VII.100; X.123)	114
1.6 Rudra (X.61; X.136)	124
1.7 Kosmogonische Hymnen	135
X.72 (141); X.81 (156); X.82 (160); X.90 (146);	
X.121 (162); X.125 (166); X.129 (138); X.190 (135)	
2. Der Vṛtra-Kampf (I.32)	170
3. Der Soma-Mythos (IX.95; IX.99; IX.112; IV.26,27)	184
4. Dialog-Hymnen	198
4.1 Yama und Yamī (X.10)	200
4.2 Purūravas und Urvaśī (X.95)	212
4.3 Agastya und Lopāmudrā (I.179)	224
4.4 Der Affe Vṛṣākapi (X.86)	231
IV. Ausgewählte Hymnen mit Erläuterungen	239
Literaturverzeichnis	385
Verzeichnis der übersetzten Veda-Hymnen	393

Zur Aussprache der Sanskrit-Laute

Lange Vokale werden mit einem Querstrich wiedergegeben und ziehen die Betonung auf sich, e und o, ai und au sind stets lang, ansonsten wird die vorletzte Silbe betont, das vokalische kurze und lange ṛ wird wie ri gesprochen. Konsonanten lauten stets auf ein kurzes a aus, das im Sanskrit nicht mitgeschrieben wird. Ca und ja entsprechen ungefähr tscha und dja. Zerebrallaute werden mit einem Punkt unter dem Buchstaben geschrieben, sie werden bei der Aussprache leicht nasaliert. Vor Gutturalen wird na als ña geschrieben, vor Palatalen als ña. Die aspirierten Buchstaben kha, gha, jha, cha, pha und bha werden als ein Laut gesprochen. Die Zischlaute śa und ṣa werden beide wie hartes scha gesprochen, es gibt keinen weichen Sibilanten.

Vorwort zur 4. Auflage

Die 1. Auflage dieser Untersuchung verdankt ihre Entstehung den Vorarbeiten für eine Dissertation über die Philosophie der Bhagavadgītā, die durch ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) und der indischen Regierung für einen einjährigen Aufenthalt in Indien (Pune) gefördert wurde. Das Stipendium des DAAD habe ich wegen der damit verbundenen Bedingung des beständigen Aufenthalts an einem Ort nicht angenommen, das der indischen Regierung mußte auf Wunsch des DAAD zurückgezogen werden. Die Dissertation über das ursprünglich vorgesehene Thema wurde erst 25 Jahre später geschrieben (Richter-Ushanas 2005a).

Nachdem die Dissertation weder in Heidelberg 1981 noch in Hamburg 1982 zur Promotion angenommen wurde, habe ich sie 1983 im eigenen Verlag herausgegeben. In der Vorbemerkung hieß es damals, daß die polemische Situation und die Knappheit der Mittel die Abfassung und die Herausgabe des Buches zu einer 'Kunst des Unmöglichen' gemacht haben.

Ungeachtet der technischen Probleme bei der Herausgabe wurde diese Forschungsarbeit zur Grundlage für meine Lesung der Indus-Siegel mit Hilfe des Ṛg-Veda, die wiederum auf das Verständnis des Veda zurückwirkte und nicht nur viele unklare Stellen besser oder überhaupt erst verständlich machte, sondern auch zeigte, daß die Dichter des Veda sich mit der Indus-Kultur auf ihre Weise auseinandergesetzt, vieles übernommen und anderes abgelehnt haben. Dies wurde erstmals in der 2. Auflage berücksichtigt.

Seitdem wurde auch die Zahl der übersetzten Hymnen erheblich erhöht, so daß jetzt für fast alle Veda-Hymnen, in denen Material aus den Indus-Siegeln und -Tafeln verwertet wird, eine vollständige Übersetzung vorliegt. Die Erläuterungen der Hymnen in Teil IV, dem ursprünglichen Anhang, wurden gekürzt und kaum noch allegorisiert. Die allegorische Lesung, die aus heutiger Sicht oft ziemlich

verkrampt wirkt, war früher die einzige Möglichkeit, den Veda aus kosmophischer Sicht zu lesen und so auf eine höhere Bewußtseins-ebene zu heben. Da durch die Entschlüsselung der Indus-Siegel jetzt außer Frage steht, daß die ältesten Teile des Veda, die aus indologischer Sicht meist die jüngeren sind, ursprünglich nicht auf eine Stammeskultur, sondern auf eine Hochkultur zurückgeht und erst in späterer Zeit, als diese Hochkultur mehr und mehr in Vergessenheit geraten war, auf eine Stammeskultur bezogen wurde, wird die kosmophische Interpretation auf eine bessere Grundlage gestellt. Das Verhalten der Āryas gegenüber den Dasyus und die Rolle der Frau wird nun nicht mehr der Kritik entzogen, wie dies bei der früheren allegorischen Deutung oft der Fall war.

Der Gegensatz zur westlichen Wissenschaft ist jedoch bestehen geblieben, da sie die Einbeziehung des Veda in die Erforschung der Indus-Kultur bislang ebenso ablehnt wie die Lesung der Indus-Siegel mit Hilfe des Veda. Außerdem wurden durch die heute zunehmend angewandte religionssoziologische Methode für das Verständnis des Veda in den letzten 50 Jahren keine nennenswerten neuen Erkenntnisse gewonnen, da sie durch ihre Verklammerung mit der Außenwelt der Innenwelt der vedischen Texte nicht gerecht werden kann. Die Einbeziehung des Veda bei der Erklärung der Indusschrift wurde früher auch aus archäologischer Sicht abgelehnt, inzwischen zeichnet sich hier jedoch ein Wandel ab, da die Ausgrabungen des Friedhofs der Harappa-Kultur bis auf eine Zeit um 1300 v. Chr. geführt haben.

Im Hinblick darauf wurden in der hier vorliegenden 4. Auflage gegenüber der 3. Auflage einige Änderungen im Hinblick auf die Erklärung der vedischen Mythologie, insbesondere des Vṛtra-Kampfes vorgenommen, dies betrifft teilweise auch die Übersetzung der Veda-Hymnen im IV. Abschnitt.

Worpswede, im September 2010

I. Westliche Vedaforschung und indische Exegese

1. Yoga und wissenschaftliche Methodik

Es ist einer der unglücklichen Zufälle in der an Zufällen reichen menschlichen Geschichte, daß die Wiederbegegnung des Abendlandes mit der indischen Kultur nach über 1000 Jahren der durch den Gegensatz zwischen Islam und Christentum bewirkten Abschließung Europas in eine Zeit fiel, die für die innere, esoterische Seite der Religion keinerlei Verständnis hatte. Die Vernunft hatte ihren im Zeitalter der Aufklärung begonnenen Feldzug siegreich beendet und die Fesseln des dogmatischen und fanatischen Christentums endlich abgeschüttelt. Niemand dachte daran, die Glaubensvorstellungen anderer Religionen nunmehr unvoreingenommen zu erforschen. Daß dies nicht geschah, verhinderte der abendländische Überlegenheitsanspruch, der mit dem Primat der Vernunft keineswegs verschwunden, sondern nur vom Feld des Glaubens auf das Feld der Wissenschaft übergegangen war. Das Christentum nahm daher weiterhin die erste Stelle unter den Religionen ein, doch darüber thronte die Vernunft, gleichsam als Papst über dem Papst.

Auf diesem Thron sitzt sie auch heute noch, wenn auch nicht mehr ganz so unangefochten wie zur Zeit ihrer größten Machtfülle. Und auch am Verhältnis des Christentums und der Wissenschaft zu den anderen Religionen hat sich nicht viel geändert. Es wird nicht bestritten, daß die Vernunft irren kann - und hierin unterscheidet sie sich von der päpstlichen Unfehlbarkeit und rechtfertigt zugleich ihre Höherstellung -, aber die Entdeckung des Irrtums erfolgt wiederum durch die Vernunft und so bleibt ihre Herrschaft erhalten. Für die Welt außerhalb des Abendlandes hat sich dadurch nichts geändert, denn es macht für sie kaum einen Unterschied, ob sie durch ein theokratisches oder ein säkulares Herrschaftssystem unterdrückt wird. Wenn ein Abendländer diese Welt näher kennen lernen will, darf er nicht in der Haltung der Überlegenheit zu ihr kommen, sondern muß sich ihr auf ihrer Ebene nähern, muß sich ihrer Erkenntnismethoden

bedienen. Die wichtigste indische Methode der Erkenntnis ist der Yoga. Ohne zumindest die Grundlagen des Yoga zu kennen, ist es unmöglich, die 'indische Weltanschauung' zu verstehen. Dies gilt auch bereits für die vedische Zeit, obgleich im Ṛg-Veda der Begriff 'Yoga' nicht allein für die Sammlung des Denkens verwendet wird. Für das vedische Opfer, bei dem die Hymnen vorgetragen wurden, und für die Schau der Hymnen selbst war eine kontemplative Haltung und Übung erforderlich wie sie im Yoga angewandt wird. Der Veda spricht expressis verbis und in zahlreichen Bildern von der Sammlung des Denkens. Zur Verinnerlichung trägt auch die vedische Sprache mit ihrem genau festgelegten Akzent bei, aus der etwa 500 Jahre später das klassische Sanskrit, 'die wohlgeformte (Sprache)', wurde, die ohne Akzente auskommt.

Die Schau der indischen Seher richtete sich nicht wie die der griechischen auf die Zukunft, sondern auf die Vergangenheit. Der vedische Seher stand in einer langen Tradition, wie im Veda selbst mehrfach erklärt wird. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß damit die städtische Indus-Kultur gemeint ist. Wo aber lagen die Anfänge dieser Kultur? Den Ausgrabungen zufolge ging ihr ebenfalls eine Stammesgesellschaft voraus, die jedoch nicht nomadisch, sondern in Dörfern lebte. Wie hieraus eine Stadtkultur wurde, ist eine Frage, deren Beantwortung sich dem evolutionistischen Denkansatz entzieht. In ṚV X.27.14 stellt der Dichter Vasukra dieselbe Frage auf seine Weise in bezug auf die vedische Kultur:

*Ein großer schattenloser unbelaubter Baum, ein Renner ist er,
die Mutter steht still, entbunden frißt das Kind;
das Kalb einer anderen leckend hat sie gebrüllt,
in welcher Welt hat die Kuh ihr Euter verborgen?*

Der schattenlose unbelaubte Baum ist eine Metapher für die Weltachse. Die Mutter ist die Wurzel. Sie steht still, aber der unbelaubte Stamm dehnt sich immer weiter aus, er rennt gleichsam, denn das ganze Universum ist in Bewegung, wobei das Ziel ebenso unbekannt ist wie die Wurzel: Wir wissen so wenig wie der vedische Dichter,

wo diese Kuh ihr Euter verborgen hat, mit dem sie die Weltachse säugt, die sie hervorgebracht hat. Sie ist auch nicht die einzige Mutter, denn sie leckt das Kalb einer anderen, doch für alle Kühe gibt es nur einen Vater. Deshalb brüllen sie. Für ihn, damit er - als Stier - zu ihnen kommt, und gegen ihn, wenn er zu den anderen geht. Wenn auch Anfang und Ende des Weltalls nicht bekannt sind, am Prinzip der Einheit in der Vielfalt gibt es keinen Zweifel. Die Vielfalt beruht auf dem Speisegesetz, wonach jeder Genießer Speise eines anderen ist: Kaum entbunden frißt das Kind (und wird gefressen). Wenn er auch den Anfang des Universums nicht erklären kann, so erinnert der Dichter sich doch an den Anfang der eigenen, der vedischen Kultur, wie der folgende Vers zeigt:

*Sieben Männer kamen von Süden herauf,
acht waren es, die von Norden kamen,
neun kam von Westen mit Ständern,
zehn drangen von Osten vor zum Rücken des Berges.*

Die Zahl der Ansiedler steigt hiernach von sieben bis zehn an. Die größte Zahl kam aus dem Osten, die kleinste aus dem Süden. Nur acht kamen aus dem Norden, die die westliche Wissenschaft als die Heimat der Āryas ansieht. Im Osten lebten ursprünglich die Muṇḍa-Völker, im Süden die Draviden, im Westen befand sich die Indus-Kultur. Von dort kamen sie mit den Ständern (*sthivi* von der Wurzel *sthā*, stehen). Es handelt sich hierbei vermutlich um den gleichen Gegenstand, der auf den Indus-Siegeln vor dem Einhorn abgebildet ist. Die Menschen, die aus dieser Gegend kamen, besaßen größere technische Fähigkeiten als die anderen. Der Ständer diente zur Pressung der Soma-Pflanze, die ebenfalls von dort kam. Nach den neueren archäologischen Forschungsergebnissen gab es diese Kultur auch in Baktrien und Afghanistan.

Die vier Gruppen trafen sich auf dem Rücken des Berges, also dort, wo die Burgen und auch die Städte errichtet wurden. Der Rücken des Berges muß außerdem in der Mitte der vier Himmelsrichtungen gelegen haben, damit sie sich dort treffen konnten. Dies trifft auf das Gebiet des heute ausgetrockneten Stromes der Sarasvatī zu,

das ziemlich gleich weit entfernt von Sumer, Tibet, Süd- und Ostindien liegt. Hier trafen sich also die vier Bevölkerungsgruppen und begründeten eine neue Kultur, die sich bis in die heutige Zeit vor allem durch ihre Toleranz auszeichnet.

Wenn eine Stadt gegründet wird, wird zunächst wie beim Hausbau ein Opfer gebracht. In archaischer Zeit war dies meist ein Menschenopfer. Hierauf bezieht sich der folgende Vers der Hymne:

*Den einen, der den zehn gleichkommt, den Braunen,,
spornen sie an zum hilfreichen Opfer;
die Mutter trägt das wohlgestaltete Kind an der Brust
und stillt es, obwohl es nicht trinken will.*

Die Zahl zehn bezieht sich auf die Männer aus dem Osten. Einer von ihnen, der diesen zehn gleichkommt, wird zum freiwilligen Opfer gedrängt. Sein Name Kapila (der Braune) beschreibt die Hautfarbe der Muṇḍa-Völker. Er verweigert die Brust und wird darauf zum Opfer gezwungen. Mit ihm zusammen wird ein Widder oder Markhor geopfert, und die Würfel werden geworfen, wobei es um die Aufteilung des Opfers und des Gebietes geht:

*Die Männer kochen den fetten Widder,
die Würfel wurden hingeworfen zum Spiel;
zwei läutern, mit der Seihe versehen,
den hohen Berg im Innern der Wasser.*

Die zwei, die die Seihe bei sich haben, gehören zu den Männern, die aus dem Westen kamen. Die Reinigung folgt der Pressung des Soma, für die der Ständer nötig ist. Er wird mit dem Berg im Inneren der Wasser gleichgesetzt, der auch der Schoß der Göttin der Sprache ist (X.125.7). Der Soma muß geläutert werden, besonders von der Schuld des Menschenopfers. Die Angabe im Inneren der Wasser weist auf eine frühere untergegangene Kultur hin. Obwohl Toleranz die erste Voraussetzung für die Gründung einer neuen Kultur war, kommt es schon am Anfang zum Streit zwischen den Siedlern um die Ernährungsweise, die einen wollen kochen, die anderen nicht, sie ziehen Rohkost vor:

*Schreiend gingen sie nach zwei Seiten auseinander,
die eine Hälfte will kochen, die andere nicht;
dies hat mir Gott Savitr̥ gesagt: Nur die, die das Holz essen,
nur die, die die Butter essen, lieben (mich).*

Die ungekochte Speise umschreibt der Dichter mit dem Begriff 'Holz', weil es nicht zum Feuermachen verwendet wurde. Erst später wird das Kochen als wesentliche Voraussetzung für die Läuterung der Seele angesehen (IX.83.1). Um Milch und Butter zu erhalten, muß die Kuh nicht getötet werden. Die Heiligkeit der Kuh, eine der Grundfesten der indischen religiösen Tradition, geht schon auf die Indus-Kultur zurück. Diese Regel wird von Gott Savitr̥, dem Sonnengott, selbst festgelegt, der dieser Kultur als der Gesetzgeber gilt. Daraus geht auch die vedische Kultur hervor. Im letzten Teil der Hymne geht es um späteren Gegensatz der Āryas und Dasyus, der sich aus dem Streit über die Speise entwickelt hat. Wir werden darauf später zurückkommen.

Der Veda gibt nur an dieser Stelle eine Beschreibung des Ursprungs der Kultur, die ihn hervorgebracht hat. Den Anfang der Welt beschreibt er in einer ganzen Reihe von Hymnen, die in Kap. III.1.7 behandelt werden. Die Sprache dieser Hymnen ist nicht so metaphorisch wie die in RV 28.14, diese Hymne ist in besonderem Maß rätselhaft und will es auch sein. Das Denken und Reden über die Entstehung der Welt gehört in den Bereich des Mythos. Das mythische Denken entzieht sich der Vernunft, deshalb ist aber der Mythos nicht unwahr, wie der moderne Gebrauch dieses Wortes, besonders in feministischen Kreisen unterstellt. Wenn sich das mythische Denken auch der Vernunft entzieht, so kann es doch durch eine symbolische Sprache übermittelt werden. Die Fähigkeit zum mythischen Denken und zur symbolischen Sprache hatten frühere Geschlechter von Geburt, durch die Aufklärung ist sie fast verloren gegangen. Sie kann wieder erworben werden durch Yoga, durch die Sammlung des Denkens, und durch das Studium der Indus-Siegel.

Dies gilt auch im Hinblick auf die jüdisch-christliche Überlieferung, die trotz aller Entmythologisierungsversuche ihren mythischen Grund-

gehalt noch immer nicht verloren hat. So ist der Satz *im Anfang schuf Gott (Elohim) Himmel und Erde* keine rationale Feststellung. Es scheint nur so. Elohim, ein Plural (Götter), wird mit der Einzahl des Verbs *bara* verbunden, das ebenso zeugen wie gebären bedeuten kann. Himmel und Erde sind Polaritäten, wenngleich die Erde ein Körper ist. Der Anfang besteht im Auseinandertreten dieser Polaritäten, das die Schöpfungsgeschichte, die nicht geschichtlich, sondern mythologisch zu verstehen ist, beschreibt.

Auch der weitere Schöpfungsbericht folgt diesem nichtrationalen Muster. Er stimmt weder mit den historischen noch mit den paläontologischen Gegebenheiten überein, die zur Zeit seiner Abfassung noch nicht bekannt waren. Die Abfolge der Schöpfung wird durch die Siebenzahl vorgegeben, die eine bekannte mythologische Zahl ist (vergl. Kap. II.2). Sie orientiert sich außerdem an den aus Zeugung und Schwangerschaft des Menschen und der höheren Säugetiere. So wie der Embryo im Fruchtwasser heranreift, so entsteht die Erde aus dem Wasser. Sie wird also nicht eigentlich geschaffen, sondern gleichsam von Elohim trockengelegt, als sein Geist auf den Wassern schwebt, die wie in vielen Mythologien beide als weiblich angesehen werden. Dies tut der männlich-weiblichen Polarität bei der Schöpfung keinen Abbruch. Gegen eine Jungferzeugung innerhalb dieser Polarität wäre auch nichts einzuwenden gewesen, zumal es dafür in der Natur zahlreiche Beispiele gibt.

Daß in den Wassern Festes entsteht, ist aus der Entstehung des Ei bekannt. Das Ei ist auch Grundlage einer vedischen Kosmogonie (RV X.121, Kap. III.1.7). Wenn sich die unteren und oberen Wasser scheiden, teilt sich das Ei, wobei die obere Hälfte zum Himmel, die untere zur Erde wird. In der akkadischen Mythologie des Enûma elîš wird dies durch die Häufelung der Urmutter Tiamat erreicht. Wenn die Eierschale in viele Stücke zerbricht, fällt die Schöpfung ins Chaos zurück, in den Zustand vor der Scheidung der Wasser, die Wasser vermischen sich wieder. Dies wird mit der Sintflut gleichgesetzt. Nach indischer mythischer Vorstellung wiederholt sich Entstehen und Untergang des Kosmos in regelmäßigen Abständen.

Die Inder wissen seit vedischen Zeiten, daß der Mann durch Yoga die Samenkraft erhöhen oder umwandeln kann. Diese Fähigkeit wird einem Gott erst recht zugeschrieben, er wird sogar damit gleichgesetzt. *Dakṣa*, Potenz, ist daher ein Name des vedischen Schöpfergottes. Wenn man ihn hierauf beschränkt, beraubt man jedoch den Schöpfer und sich selbst der höheren Potenz. Die göttliche Schöpfung, die auf dieser höheren Potenz gegründet ist, dauert für ewige Zeiten, aber sie ist doch der Zeit unterworfen; die Ewigkeit ist nach indischer mythischer Vorstellung, die bereits im Veda enthalten ist, jenseits der Schöpfung. Daher fürchtet sich der indische Weise, der die höhere Potenz in sich verwirklicht hat, nicht vor dem Untergang der Welt, wie die *Bhagavadgītā* in 14.2 erklärt. Auch die Zeit gehört zur Ewigkeit und in dieser Welt bleibt alles, wie es ist, bis hin zur Wiederkehr des Gleichen. Der Christ, der an ein einziges Leben glaubt, bemerkt nur nicht, daß die jetzige Geburt bereits die Wiederholung einer früheren ist.

Trotz der geschichtlichen Verankerung des jüdischen Glaubens hat die Vorstellung einer Sintflut Eingang in die Thora gefunden, die der Christ als das Alte Testament bezeichnet, um den geistigen Diebstahl zu vertuschen, den er begangen hat, als er es der eigenen Überlieferung einverleibt hat. Allerdings hat der jüdische Gott versprochen, daß es nach dieser Sintflut keine weitere mehr geben wird, aber woher will er bzw. der Schreiber das wissen? Das christliche Denken sieht in einer weiteren Sintflut eine Beeinträchtigung der göttlichen Schöpfungsmacht. Hiernach wäre die Sintflut ein Werk des Teufels, doch eigentlich ist es der Christ, der die Schöpfungsmacht Gottes einschränkt, indem er seine Ängste auf ihn überträgt.

Der Mensch, den Elohim schließlich nach seinem Bilde schafft, ist der zeugungsfähige Mensch - Mann und Weib. Daraus ergibt sich, daß auch das Urbild androgyn ist wie in der indischen mythischen Vorstellung. Die Zeugungsfähigkeit, die aus der Ähnlichkeit mit dem Schöpfer hervorgeht, bedeutet jedoch nicht die Unsterblichkeit. Im Gegenteil, sie wird dem Menschen ausdrücklich verwehrt. Nach der jüdisch-christlichen Überlieferung kann der Mensch

nicht gottgleich in diesem doppelten Sinn werden. Nach dem 2. Schöpfungsbericht wird er wegen des Versuchs, die Unsterblichkeit zu erlangen, aus dem Paradies vertrieben. Statt dessen erhält er die Erkenntnis von gut und böse. Er ißt gleichsam nur die unteren Früchte des Lebensbaumes, die höheren kann er nicht erreichen. Auch die vedische Erkenntnis durch das Nichtessen der Früchte (ṚV I.164.20) bleibt ihm verborgen. Infolge der Erkenntnis von gut und böse schämt er sich seiner Nacktheit und sieht nicht mehr die ursprüngliche Einheit mit dem anderen Geschlecht, obwohl nach diesem Bericht das Weib aus einer Rippe des Mannes erschaffen wurde. In ṚV X.86.20 ist 'Rippe' der Name einer Affenfrau, die zugleich als Tochter Manus bezeichnet wird. Im Sumerischen steht Rippe (*ti*) für den Namen einer Göttin. Das Verstecken gibt es auch in der vedischen Überlieferung. Während sich in der jüdischen Überlieferung Mann und Frau vor Gott verstecken, versteckt sich in ṚV X.17.2 und in einer Kosmogonie der Bṛhad-Āraṇyaka-Upaniṣad die Frau vor dem Mann (vergl. Kap. II.1).

Doch trotz seiner Furchtsamkeit bleibt der Mensch nach der jüdischen Überlieferung fähig zur Herrschaft. Der Gott, der ihn aus dem Paradies vertreibt, schließt dennoch einen Bund mit ihm, der auf eigentümliche Weise besiegelt wird: durch die Beschneidung der Vorhaut, also mit einem aus Stammesreligionen bekannten Ritus. Da die Vorhaut Teil des Gliedes ist, steht ihre Entfernung, die in den Stammesreligionen zu den Initiationsriten gehört, mit der Umwandlung der Potenz in Zusammenhang. Durch die Beschneidung der Vorhaut wird dem Mann gleichsam ein Stück seiner Besonderheit genommen und er somit der Frau ähnlicher. Der aus dem Paradies verstoßene Mensch soll damit aber sicherlich nicht die Potenz erhalten, die erforderlich ist, um die Unsterblichkeit zu erreichen. Paulus deutet die Beschneidung um in eine *Beschneidung des Herzens* (Röm 2.29). Der Christ konnte und sollte nunmehr die Unsterblichkeit allein durch den Glauben an die Rückkehr des auferstandenen Jesus erlangen, die nach damaliger Lehre schon bald erfolgen sollte, aber bis heute nicht erfolgt ist, was für den

Christen einen eigentlich unerträglichen Wartezustand im Grab mit sich bringt, an den er sich aber mittlerweile gewöhnt hat.

Der Beschneidung nahe steht der Zölibat der katholischen Priester und die Askese der Mönche und Nonnen, aber im Gegensatz zur Umwandlung des Samens im Yoga stellen sie keinen Weg zur Unsterblichkeit dar, denn Priester und Ordensleute sollen nicht besser gestellt sein als der gewöhnliche Christ. So hat die institutionalisierte Askese die Säkularisierung des Christentums nicht verhindern können.

Der Yogi bedarf weder der Beschneidung noch eines wie auch immer säkularisierten und sanktionierten Glaubens, um die Unsterblichkeit oder nach der Definition Patañjalis (Yoga-Sūtra I.1) das Anhalten der Denkbewegung zu erreichen. Seine Askese beruht allein auf dem Atem. Nach der Stufe der 'Vereinigung mit Samen', die zu neuer Geburt und neuem Leiden führt, gelangt er zur 'Vereinigung ohne Samen', dem *nirvikalpa samādhi*, die das Leid vernichtet (vergl. Yoga-Sūtra I.47-51). Er versteckt sich nicht vor Gott, sondern *umkleidet alles dies (die Welt) mit dem Herrn*, wie es die Īśa-Upaniṣad in Vers 1 fordert, und daher bedarf er weder der Vergebung noch des Reichtums, für den die vedischen Götter meist angerufen werden, was auch den inneren Reichtum, den Edelstein der Erkenntnis, einschließt. Der Yogi genießt durch den inneren Verzicht. Dadurch nimmt er das Weibliche wieder in sich auf, statt es zu verdammen. Im auf den Gott Śiva und damit auf die Indus-Kultur zurückgehenden Tantra hat die Schlange eine ganz andere Bedeutung als im zweiten Schöpfungsbericht der Genesis. Dort wird sie verflucht, im Tantra steigt sie auf. In der Genesis wird auch die Arbeit verflucht und der Mensch gleichzeitig an das Besitzdenken gefesselt, dagegen wird er durch Yoga von der Fessel der Werke und des Besitzes frei, weil er die Arbeit ohne den Wunsch nach Lohn tut (Bhagavadgītā 3,4).

Der tantrische Yoga und die meist Kuṇḍalinī genannte Schlange werden in den Sūtras des Patañjali nicht erwähnt. Dies mag mit der Ausrichtung Patañjalis auf eine männliche Sichtweise zusammenhängen. Die tantrische Lehre, in der die Sexualität in den Erkenntnisweg einbezogen wird, ist ebenso alt wie der Veda, wie die Behandlung der Sexualität im Veda deutlich macht. In den Motiven der Indus-Tafeln ist die Schlange mehrfach zu finden (vergl. auch Kap. IV, ṚV IV.19.9).

Dies ist die Revolution des Denkens, vor der der westliche Mensch trotz seiner vielen Revolutionen zurückschreckt. Auch durch den Sozialismus wird sie nicht vollbracht. Zum Prinzip erhoben, zur Wissenschaft entstellt, scheint er die Fessel an den Besitz eher noch zu verstärken als zu lockern oder gar zu beseitigen. Die Jesus-Bewegung war in dieser Hinsicht in ihren Anfängen schon weiter, doch hat sie ihr Ziel aus den Augen verloren, als sie zur Staatsreligion wurde.

Die Haltung des Neuen Testaments zur Schlange ist widersprüchlich. In Joh 3.14 heißt es: *So wie Moses die Schlange in der Wüste erhöhte, so muß der Sohn des Menschen erhöht werden, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht untergeht, sondern ewiges Leben findet.* Johannes bezieht sich hier auf 4. Mose 21.9, wo Mose die Priester, die durch wilde Schlangen gebissen wurden, durch eine kupferne Schlange rettet. Für Paulus ist die Schlange hingegen nur das Böse, das von Christus wegführt. Zwiespältig ist auch Matthäus. In 10.16 werden die Jünger aufgefordert, klug wie die Schlangen zu sein, in 23.33 werden die Pharisäer als Schlangen- und Otternbrut bezeichnet

Ob mit oder ohne Schlange, der indische Mensch ist mit dem Yoga schon seit Jahrtausenden vertraut.

Die vedischen Dichter schauen beständig Viṣṇus höchsten Schritt, den Schritt zum Himmel und noch darüber hinaus zur Unsterblichkeit (vergl. R̥ V I.22.20). Der westliche Mensch pendelt hin und her zwischen Machtdenken und falsch verstandener Demut. Statt zu lernen, sich durch Yoga aus seinen Fesseln zu befreien, versucht er sogar, dem Ursprungsland des Yoga die Beschränktheit seines Besitzdenkens aufzuzwingen, um es angeblich von der Beschränktheit seines Kastenwesens zu befreien. Aber diesem Bemühen wird der Erfolg versagt bleiben. Der durch Yoga geschulte Geist ist stärker als der des lohn- und profitsuchenden Rationalisten, auch wenn es in dieser Zeit so scheint, als könne der Rationalismus den Menschen sogar der begrenzten Gottesebenbildlichkeit berauben, die ihm das Christentum zubilligt, und ihn zu einem Abbild der Zigaretten- und Autoindustrie machen, die er jetzt anbetet.

Der an Industrie und Technik glaubende Mensch fragt nicht nach den von ihnen verursachten Folgen, sondern nur nach dem Prestige,

das sie ihm verleihen. Die beiden heute am meisten verwendeten Methoden der Wissenschaft, die historische und die strukturalistische, ähneln dieser Haltung. Auch sie bleiben an der Oberfläche, ob sie nun nach der Entstehungszeit oder nach der Struktur fragen. Zwar behaupten die, die sich dieser Methoden bedienen, sie seien die Voraussetzung für das Verstehen der Inhalte, die sie herausfinden wollen, aber darauf einzugehen fehlt dann regelmäßig die Zeit.

Wir werden diesen Methoden nicht folgen. Um 'vorwissenschaftliche' Texte zu erschließen, muß man sich auch 'vorwissenschaftlicher' Methoden bedienen. Eine solche Methode ist im Yoga gegeben. Sie übertrifft auch die Hermeneutik westlicher Art, da dieser die innere Erfahrung fehlt, die durch die Übung des Denkens und des Atems erworben wird. Yoga macht auch den rituellen Nachvollzug überflüssig, der heute ohnehin nicht mehr oder nur in entstellter Form möglich ist. Er ist ersetzbar durch die kosmologische Behandlung der Mythen. Erst wenn durch die aus der inneren Sammlung hervorgehende Ruhe des Denkens unmittelbare Anschauung eines Forschungsgegenstandes erreicht ist, hat es Sinn, äußere Hilfsmittel wie Lexika zu verwenden, an denen auch in Indien kein Mangel ist, wengleich der Westen hier in den letzten beiden Jahrhunderten weiter gekommen ist. Dadurch ist es aber nicht zu einer Synthese mit den alten Kulturen gekommen, und sie wird auch solange nicht eintreten wie der Westen an seinem Überlegenheitsdenken festhält.

Yoga ist Nachvollzug und Wissen zugleich. Deshalb habe ich meine 1978 zuerst erschienene Übersetzung der Yoga-Sūtras als *Beitrag zur praktischen Philosophie* bezeichnet.

Da Nachvollzug auch Experiment bedeutet, hat der Yoga größere Ähnlichkeit mit den Naturwissenschaften als mit den Geisteswissenschaften. Leider wird der Naturwissenschaftler durch seine Ignoranz auf geistigem Gebiet meist daran gehindert, das, was er experimentell herausgefunden hat, in einen größeren geistigen Zusammenhang zu stellen.

Die Behauptung, daß der Naturwissenschaftler Herr über die Natur kann nur als lächerlich bezeichnet werden. Solange der Mensch nicht seinen eigenen Körper einschließlich der vegetativen Funktionen beherrscht, hat er keine Herrschaft über die Natur, nicht einmal über die äußere. Der westliche Mensch spiegelt sich diese Herrschaft nur vor, um davon abzulenken, daß sein Umgang mit der Natur in großem Maß zerstörerisch ist, für sich selbst und für die Natur. Leider sind auch die Frauen hier Mittäter, z.B. durch ihren Nikotinkonsum und als Benutzer von Auto und Flugzeug. Doch ist auch die Zerstörung der Natur letzten Endes eine Funktion der Natur. Sowenig wie der Mensch Herr ist über die Natur, sowenig braucht er Verantwortung für sie zu übernehmen. Auch das ist eine Form des Machtdenkens. Verantworten muß er nur seine eigenen Taten. Der Yoga unterscheidet sich von den Naturwissenschaften vor allem dadurch, daß er nicht die äußere Herrschaft über die Natur sucht. Er folgt der Natur, auch wenn sein eigentliches Ziel, die Unsterblichkeit, ein Zustand jenseits der Natur ist. Seine Herrschaft über die Natur, die in den außergewöhnlichen Kräften sichtbar wird, die der Yogi erwerben kann, ist nur eine Nebenerscheinung und sogar eine unerwünschte, da sie neue Fesseln bringt. Ein Gedanke, der den an die Wunder Jesu glaubenden Christen ebenso wenig gekommen ist wie dem Naturwissenschaftler, da beide in gleicher Weise durch ihr Ichgefühl geblendet sind.

Trotz der Unterschiede in der Haltung und in der Zielvorstellung ist der Yoga eine wissenschaftliche Methode, wenn man die enge Definition, die im Westen heute damit verbunden ist, erweitert, wenn man Wissenschaft als das definiert, was sie auch nach Meinung der griechischen Philosophen sein sollte: die Suche nach der Wahrheit. Einen diesbezüglichen Ausspruch der Upaniṣad - *satyam eva jayate* - die Wahrheit allein ist siegreich - hat das nachkoloniale Indien zu seinem Leitmotiv gemacht.

Yoga ist nicht nur ein Erkenntnisprozeß, er ist auch eine Methode, die über alle Methoden hinausführt auf eine höhere Bewußtseinsebene und das Denken dadurch von jeglicher religiöser und ideologischer

Gleichschaltung befreit. Natürlich werden nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die Massenmedien, die diese Gleichschaltung eigentlich verhindern sollen, alles aufbieten, um diese Methode zu verteufeln, etwa indem sie es auf die Ebene westlicher Sexualität herabziehen. Auch Staat und Kirche haben eine andere Interessenlage. Die von jeder Grundlagenforschung und Selbstkritik unberührte Kampagne gegen die sogenannten Jugendsekten einerseits und das Festhalten an militaristischen Grundstrukturen andererseits zeigt, was in einer pluralistischen Gesellschaft unter Freiheit verstanden wird. Auf diese Weise wird jedoch nicht dem Fortschritt der Wissenschaft gedient, wozu jeder Wissenschaftler eigentlich verpflichtet ist, sondern nur denen, die an der Gleichschaltung verdienen.

Es wird sich zeigen, welche Art von Wissenschaft schließlich siegt, die um Macht oder die um Wahrheit bemühte. Es wird kein leichter Sieg sein. Die Wahrheit kann nur siegen, wenn es weder Sieger noch Besiegte gibt, und nur dann kann von einer Synthese gesprochen werden. Das Sanskrit kommt ihr dadurch nahe, daß es das Verb ins Medium setzt. Menschen, die mit den heutigen westlichen Sprachen aufgewachsen sind, die nur noch Aktiv und Passiv kennen, können sich den Sieg der Wahrheit nur als eine Utopie außerhalb von Raum und Zeit oder als Weltflucht vorstellen. Der Yogi folgt dem medialen Weg. Er lebt in der Welt, auch wenn er über sie hinaus denkt. Wie erwähnt definiert Patañjali Yoga als das *Zurückhalten der Denkbewegung*. Doch auch das Zurückhalten ist eine Denkbewegung, die aufgegeben werden muß (Yoga-Sūtras I.47-51). Wenn der westliche Mensch dies als Weltflucht ansieht, dann deshalb, weil er im Grunde fürchtet, daß er von der aktiven Rolle in eine passive gedrängt werden und dadurch seine Machtposition verlieren könnte. Fragt man ihn aber, was er denn eigentlich durch seine Aktivität gewinnt, bleibt er die Antwort schuldig, oder er weicht in das Bloch'sche Prinzip Hoffnung aus, durch das er an seiner Lebensweise nichts zu ändern braucht.

Auch außerhalb der Wissenschaft kann eine Synthese zwischen östlichem und westlichem Denken nur schwer erreicht werden,

obwohl durch die moderne Physik seit Einstein die Erkenntnisse der indischen Kosmologie bestätigt worden sind, denn die Physik verändert zwar das westliche Weltbild, aber nicht das westliche Denken, das Denken kann nicht durch die Physik, sondern nur durch Yoga zur Ruhe gebracht werden. Yoga verändert die Welt nicht, aber indem der Yogi das Denken zur Ruhe bringt, verändert er die Sichtweise. Weil er das Denken zur Ruhe bringt, erklärt die Bhagavadgītā in 6.45 den Yogi als den, der den höchsten Weg geht. Im Grunde versteckt sich der westliche Mensch noch immer vor Gott. Er flüchtet vor ihm und vor sich selbst, indem er handelt, und 'Weltflucht' erscheint ihm deshalb so gefährlich, weil sie ihn zu sich selbst zurückbringen könnte.

Wie sehr der allgemeine Universitätsbetrieb der Wahrheitsforschung entgegen steht, zeigt sich darin, daß die wenigen Gelehrten, die sich um eine Synthese zwischen östlichen und westlichem Denken bemühen, hier nur eine Randerscheinung sind, wie etwa der Psychologe C.G. Jung, der Kulturanthropologe Jean Gebser und der Indologe Heinrich Zimmer. Sie müssen sich an die herrschende Meinung anpassen, damit sie wissenschaftlich überleben können. Sri Aurobindo (1971) hat schon um die Jahrhundertwende gezeigt, daß die vedischen Hymnen keine utilitaristischen Ziele verfolgen, indem er den entsprechenden Begriffen eine symbolische Bedeutung beigelegt hat, dennoch schreibt Eliade (1978; 187):

Die Hymnen... wurden für eine Zuhörerschaft gedichtet, die sich in erster Linie um irdische Güter sorgte; Gesundheit, langes Leben, zahlreiche Söhne, viele Rinder und großen Reichtum.

Zwar ist Aurobindos Symbolik durch die Induskultur widerlegt, doch in Eliades Denkweise zeigt sich nur der eurozentrische Evolutionismus. Da er durch die gegenwärtige abendländische Machtstellung für den westlichen Menschen so augenfällig bestätigt wird wie Hegels Geschichtstheorie durch den preußischen Staat, ist es heute schwieriger denn je, davon loszukommen. Wenn schon ein um das Verständnis des Yoga bemühter Gelehrter sich nicht aus den westlichen Denkstrukturen befreien kann, gilt dies erst recht für die,